

h

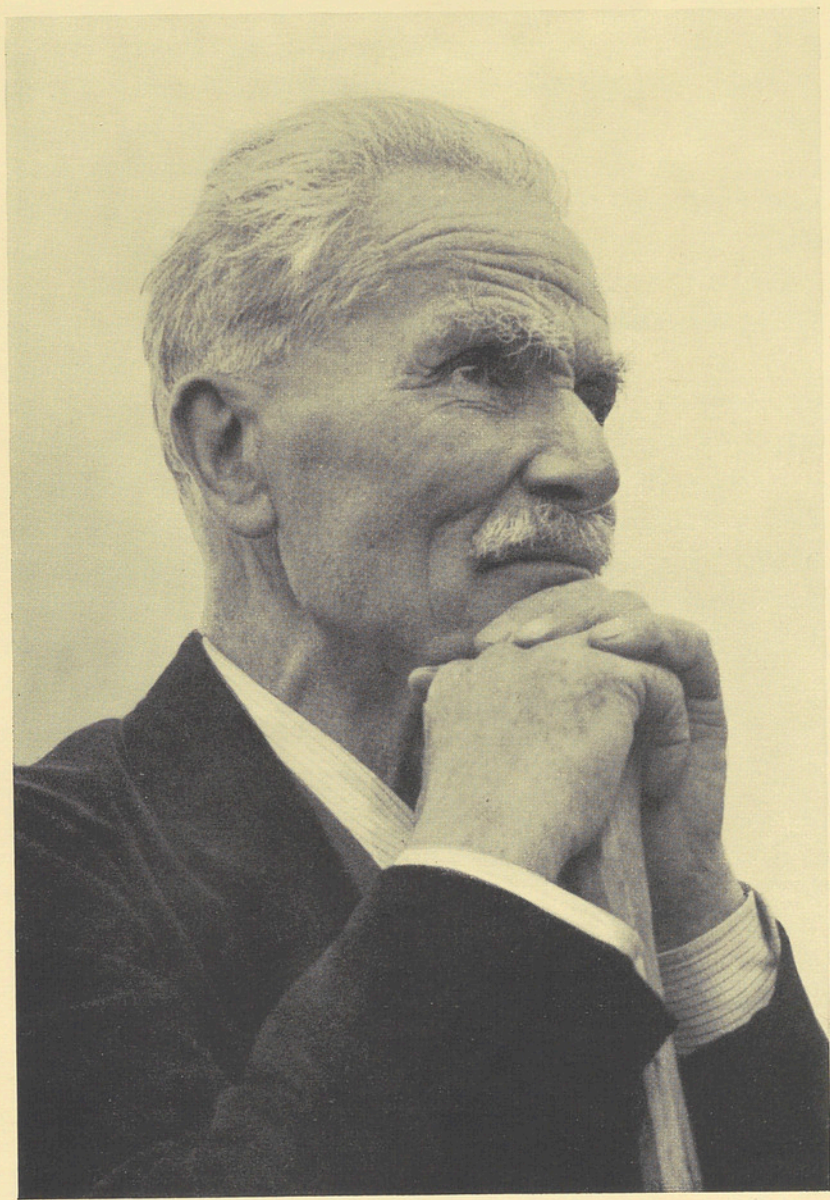
Heinrich Paul Zeller 1866—1940

Nekr
Z
54



4

em. Klein



In dieser kleinen Schrift möchten die allernächsten Angehörigen ein Bild von dem geliebten Heimgegangenen geben.

Die Wiedergabe eines photographischen Bildnisses stellt ihn dar, wie er, auf einen Dreschflegel gestützt, der ihm auf Hornberg stets als Wandersteden diente, in die Ferne schaut.

Die Lebensgefährtin berichtet über seinen Weg durchs Leben, auf dem sie ihn während fast 44 Jahren begleitet hat. Der Erstgeborene versucht eine kurze zusammenfassende Darstellung seiner Wesensart und dann folgen die andern Kinder der Reihe nach und reden über irgend etwas, das sich ihnen in der Erinnerung an den Vater aufgedrängt hat.

Es soll aber auch der Verstorbene selbst zu Worte kommen mit der Veröffentlichung von einem Teil des Briefes, den er auf seinen 70. Geburtstag hin an alle ehemaligen Zöglinge von Beuggen gesandt hat.

Die Wiedergabe einiger Skizzen und einer sorgfältig ausgeführten Zeichnung zeigt etwas von seinem künstlerischen Bemühen. (1. Spruchblatt, Bleistiftskizze. 2. Bei der Arbeit eingeschlafen, Bleistiftskizze 1910. 3. Hornberg von SW gesehen, Bleistiftskizze 1926. 4. Der singende Quell, Bleistiftzeichnung, Männedorf 1939.)

Seiner wurde am 30. Januar 1866 in Beuggen geboren. Dort hat er auch zusammen mit den Geschwistern Frieda, Eugen, Berthi und Alfred seine Jugendzeit verlebt. Doch hat er davon nie viel erzählt, nur etwa von den Besuchen bei den Großeltern in Mühlhausen, wo die Kinder von lieben Tanten umsorgt und gehegt wurden. Oder von den frohen Tagen, an denen das eine oder andere der Kinder den kranken Vater begleiten durfte nach Schloß Kasteln, der Schwesteranstalt von Beuggen, die Onkel Wihemann, zusammen mit seiner Frau, der Schwester von Papa Zeller, leitete. Da wurde die alte Chaise angespannt, und dann fuhr man — fast eine Tagesreise — über die Staffelegg nach Narau und Kasteln. Die Buben, Nathi und Gotthilf Wihemann, zu denen sich noch Louis Schmuziger gesellte, waren herrliche Spielfkameraden, mit denen allerlei Knabenstreichs ausgeheckt werden konnten.

Besonders wichtig ist ihm aber ein Ereignis seiner Jugendzeit geworden. Im Jahre 1873 war unter den „Brüdern“ in Beuggen ein Nervensieber ausgebrochen, das zuleht auch Zeiner ergriff. Es ging um Leben und Tod, und die Mutter wußte schließlich nur noch ein Mittel, nämlich ein heißes Bad. Aber wer sollte ihr das mitten in der Nacht beschaffen. Sie stand auf, um jemanden zu wecken. Wie sie zur Olastüre kommt, die auf den Korridor führt, steht einer der „Brüder“ vor der Türe und sagt, er habe nicht schlafen können, es habe ihm keine Ruhe gelassen, er habe hinuntergehen müssen, um zu schauen, ob nicht irgend etwas zu helfen sei. Er ging dann in die Küche, machte Feuer, brachte das heiße Wasser herauf, und das warme Bad rettete dem Kind das Leben. Seine Mutter hat diese Geschichte oft erzählt und gesagt, es habe ihr Gott in der größten Not einen Engel geschickt.

Am Palmsonntag 1881 wurde Zeiner von seinem Vater in Beuggen konfirmiert. Nachher besuchte er das Gymnasium in Basel, wo er, wie sein Bruder Eugen, im „Rebhaus“ wohnte. Er blieb aber nur ein Jahr dort; dann trat er in das württembergische Lehrerseminar in Nagold ein, das er nach bestandnem Examen drei Jahre später wieder verließ. Um auch die

Lehrberechtigung in Baden zu haben, besuchte er noch einige Monate lang das Staatsseminar in Karlsruhe und erwarb sich dort das badische Lehrpatent.

Vom Jahre 1886 — 1887 studierte er in Bern Sekundarlehrer und wohnte bei uns, der Familie Bäschlin-Tappolet an der Nägeli-gasse. Bald war er ganz heimisch in der kinderreichen Familie. Er ging gerne mit dem kleinen Volk spazieren und beschäftigte sich auch sonst viel mit ihm. So lehrte er uns z. B. Blumen trocknen und als Weihnachtsgeschenk für die Eltern auf hübsche schwarze Karten aufkleben. Als dann bald nach seinem Weggang von Bern meine Schwester Sanny geboren wurde und ihn die Eltern fragten, ob er nicht Pate des Kindleins werden wolle, sagte er freudig ja. In den Jahren 1887 und 1888 studierte er in Basel, wo er bei der Familie Rappard wohnte. Nach absolviertem Examen lehrte er nach Beuggen zurück und trat dort am 28. August 1888 sein Amt als Lehrer an. Als im Jahre 1890 Onkel Nathan plötzlich an einem Herzschlag starb, wurde ihm auch noch die Aufgabe des Verwalters übertragen. Am 5. Juli 1891 starb dann der Vater Reinhard Zeller. Nach Onkel Nathans Tod war Herr D. D. M. Beck als Direktor nach Beuggen berufen worden, hatte aber nur ein Jahr dort ausgehalten, so daß in der letzten schweren Krankheitszeit des Vaters nur seiner und Berthi der Mutter beistanden. Im Herbst 1891 wurde Eugen der Nachfolger seines Vaters, und von da an arbeiteten die beiden Brüder zusammen mit Rudolf Hunziker am Werk ihrer Väter.

Am 26. August 1894 war unsere Verlobung, und am 10. Juni 1896 zogen wir ins alte Schloß am Rhein ein. Am 18. Juni 1897 wurde uns ein erstes Kind geschenkt, Konrad Johannes, am 14. Juli 1898 kamen die Zwillinge Christoph und Renatus zur Welt, doch starb Christoph schon am 16. Juli. Seine erste Tochter, Marguerite Anna Elisabeth (Annelise genannt) wurde am 18. Juli 1900 geboren. Im Juli 1903 verließ der Bruder Eugen, zusammen mit der Mutter und der Schwester Berthi, Beuggen, um eine Stelle als Pfarrer in Windisch (Kt. Aargau) zu übernehmen. In der Zeit

bis zu seiner Rückkehr nach Beuggen im November 1907 lastete sehr vieles auf seiner. Der erste Nachfolger Eugens war Pfarrer Th. Schrenk; er fühlte sich aber in Beuggen nicht zu Hause, da er eher Pfarrer im Hauptamt und Erzieher im Nebenamt sein wollte, während ihm in Beuggen gerade die umgekehrte Aufgabe gestellt war. Er verließ deshalb im November 1904 die Anstalt wieder. Da man nicht so schnell einen neuen Inspektor fand, siedelten wir vom alten ins neue Schloß hinüber. Zeiner war nun Hausvater, Lehrer, Verwalter und Inspektor in einer Person und ich Hausmutter. In jener Zeit wurden Leni (3. Nov. 1903) und Peter (5. Dez. 1905) geboren. Im Frühjahr 1906 kam als neuer Inspektor und Hausvater Pfarrer Wieser mit seiner Frau und sieben Kindern nach Beuggen. Er stand aber von Anfang an unter schwerem seelischem Druck, so daß er sich schon nach kurzer Zeit beurlauben lassen mußte. Die schwersten Tage kamen dann nach der Rückkehr aus diesem Urlaub: Das Verschwinden von Pfarrer Wieser und das Auffinden des Toten im Rhein. Und noch einmal lastete nun die ganze Leitung der Anstalt auf Zeiner, bis im November 1907 Eugen von Windisch nach Beuggen zurückkehrte.

Von nun an trat Zeiner, der die Anstalt durch diese wohl schwerste Zeit ihres Bestehens mit Gottes Hilfe hindurchgeführt hatte, wieder ganz in den Hintergrund.

Große Veränderungen brachte im Jahre 1914 der Krieg. 1915 mußten die letzten Seminaristen zum Militär einrücken, und das Seminar wurde aufgehoben. Zeiner sah es als selbstverständlich an, daß er sich von nun an in erster Linie der Knaben in der Anstalt anzunehmen hatte. Er arbeitete meistens mit ihnen zusammen, nicht nur im Heuet und den andern großen Arbeitszeiten, sondern auch sonst und vor allem in den Schulferien. War kein Knabenauffseher da, so vertrat er denselben, fehlte es an einem Gärtner, so besorgte er mit den Knaben den großen Anstaltsgarten. In den Kriegsjahren, mit ihren außerordentlich großen Obsternten, sorgte er für richtige Verwertung der kostbaren Früchte. Er sterilisierte Hunderte von Flaschen

alkoholfreien Obstweines und dörkte halbe Nächte hindurch Äpfel und Birnen. Er brachte auch eine große Züchnerzucht in Gang. Bei all dieser Arbeit fragte er nie, was wird mir dafür, und nie suchte er Anerkennung oder Lob. Er tat das alles, weil er es als seine Pflicht ansah und tat es freudig und gern.

Ein besonderes Anliegen war es für ihn, den Knaben Freude und Lust an der Arbeit zu machen, und nie war er glücklicher, als wenn er erleben durfte, daß ihm das gelang. Oft bedrückte es ihn aber, daß er immer nur zur Arbeit anhalten mußte, und daß er nicht mehr Freude und Erholung bieten konnte, als der feste Kreislauf des Anstaltslebens es gestattete. Von jeher war es ihm deshalb eine besondere Freude, mit den Kindern schöne Ausflüge zu machen. Nur schade, daß sie so bald vorbei waren! Im Nachdenken über diese Fragen gelang ihm eine Entdeckung, die ihm von da an zu einer Quelle steter Freude wurde. An einem schönen Sonntagmorgen ging er ganz allein und früh von Hause weg, um auf dem Höhenwald nach einer Hütte zu suchen, die er mieten könnte. Begeistert und beglückt kam er am Abend zurück. (In seiner Freude über das, was er an jenem Tag gehört und erlebt hatte, hatte er ganz vergessen zu essen und brachte den Rucksack mit allem Proviant wieder heim.) Zuerst hatte er einen Mann angetroffen, der ihm für hundert Mark einen schönen Bauplatz anbot und der auch bereit war, darauf ein kleines Haus zu errichten. Dann war er nach dem Dorfe Hornberg gekommen, und dort hatte ihm der Förster Huber gesagt, er sei bereit, ihm unentgeltlich ein altes Haus zur Verfügung zu stellen. Welches Glück! In den Ferien zogen nun Annelies, Leni und Peter mit einem Wagen — beladen mit dem Nötigsten an Lebensmitteln und Putzmaterial — auf den Hornberg und gingen an, das Haus zu putzen. Schmutzig, wie Kaminsfeger, kamen sie nach einigen Tagen wieder herunter; aber nun war das alte Haus wieder bewohnbar. Nicht lange nachher wurde dann ein schöneres, besseres Haus zuerst zur Miete und dann zum Kauf angeboten.

Zu Heiners 60. Geburtstag dichtete Herr Hunziker ein kleines Spiel, das die Anstaltskinder aufführten und in dem Heiner als „Hohen-Vater“ gefeiert wurde. Frau von Speyer, die bei dieser Geburtstagsfeier dabei war, war so davon erfreut, daß sie die Summe von 5000 Mk. stiftete, damit man das Haus samt Umschwung kaufen und die nötigsten Reparaturen vornehmen könne.

Mit dem Hohenhaus kam in das Leben Heiners ein neuer Schwung. Nun konnte er sich so recht frei entfalten und den Kindern viele frohe, glückliche Stunden bereiten. Hier konnten sie schlafen, so lange sie wollten; schöne Ausflüge wurden gemacht am hellen Tag und im Mondenschein. Abends in der heimeligen Stube las er ihnen herrliche Geschichten vor, manchmal bis 10 Uhr oder später. Freunde und Bekannte kamen oft und gern auf den Hornberg, und je mehr Leute sich dafür interessierten, um so mehr freute es ihn. Wie manche schöne Ferien haben wir mit den Kindern und Enkeln in der „oberen Heimat“ — wie Heiner das Hohenhaus gerne nannte — verbracht. Oft kamen auch die ehemaligen Beuggener von Basel und weiterher über ein Wochenende, manchmal 30 Personen und mehr, und alle bekamen ein Nachtlager und zu essen. Am Abend wurde bis spät gesungen, am Morgen hielt Heiner eine Andacht, und dann war man fröhlich beisammen im Haus und in der näheren Umgebung.

Im November 1937 zogen Eugen und Berthi für immer von Beuggen weg nach Oberhofen. Die Anstalt wurde der innern Mission Badens übergeben. Man suchte einen deutschen Inspektor und fand ihn in der Person von Herrn Friedrich Kraft. Heiner wurde pensioniert, blieb aber im alten Schloß und wollte auch weiterhin seine Kräfte der Anstalt zur Verfügung stellen, bis er zufällig am Tage seines 50-jährigen Amtsantrittes den Brief eines Unbefugten erhielt, in dem ihm bedeutet wurde, er solle sich nun zurückziehen. Jetzt legte er sein Amt ganz nieder. Aber es fiel ihm sehr schwer. Es war etwas in ihm zerbrochen, das nie mehr geheilt wurde.

Im August 1939, als der Krieg ausbrach, riefen uns unsere Kinder in die Schweiz. Wir wollten nur vorübergehend hinfahren, doch schien es besser, nicht mehr nach Beuggen zurückzukehren. So holten wir dort unsere nötigsten Kleider und wurden von den Geschwistern in Männedorf aufs Liebste aufgenommen. In den Herbstferien reisten wir zusammen mit Leni wieder nach Beuggen, um allerhand zu ordnen. In Männedorf bekamen wir vom Schwager Alfred eine kleine Wohnung im „Wiesengrund“, wo wir den Winter über zusammen hausten. Zeiner konnte im Seminar in Zürich Zeichenstunden geben; doch befriedigte ihn diese Aufgabe darum nicht recht, weil er meinte, ihr nicht gewachsen zu sein.

Schließlich beschlossen wir, nach Beuggen zu fahren, um den endgültigen Umzug in die Schweiz zu besorgen. Am 6. März 1940 reisten wir ab. Die ersten 14 Tage ging alles gut; wir waren beide so glücklich, wieder in der alten Heimat zu sein. Wenn wir tagsüber fleißig gearbeitet hatten, gingen wir nach dem Tee spazieren und machten da und dort Besuche. Wie oft sagte Zeiner, „es ist doch nirgends so schön wie hier, warum können wir nicht hier bleiben?“

Am 19. März ging Zeiner bei Regen und Sturm auf den Hornberg, um für die Umzugsanzeige noch einige nötige Angaben zu holen. Ganz müde und erschöpft kam er abends zurück und wollte gleich zu Bett gehen. Die Nacht war gut, und am andern Tag konnte er wie sonst aufstehen und arbeiten. Wir machten zusammen in Rheinfelden eine Anzahl Besorgungen, und nach dem Nachtessen konnte der Schluß der Eingabe noch fertiggestellt werden. Darüber wurde es allerdings Mitternacht. Wir trösteten uns damit, es sei dann alles abgetan, und nachher könnten wir in Ruhe noch einige Tage in Beuggen genießen. Aber Zeiner hatte keine gute Nacht, fühlte sich nicht wohl, konnte auch nicht essen und ging am andern Tag nach dem Mittagessen wieder zu Bett. Am Abend hatte er schon hohes Fieber, und als der Arzt kam, stellte er eine Lungenentzündung fest. Schwester Tilla, die Gemeindefchwester von Rheinfelden, kam täglich und

half bei der Pflege. Anfangs schien es besser zu werden; doch nach dem neunten Tage zeigte es sich, daß der andere Lungenflügel auch entzündet sei. Der Kranke hatte wenig Schmerzen und keinen Husten, war aber fast immer bewusstlos. Nur am Anfang sagte er einmal zu mir, was soll aus Dir werden, wenn ich nicht mehr gesund werde? Als Friedrich und Annelies von Wilhelmsdorf kamen, erkannte er sie zwar noch, aber Kurt und Leni einige Tage später nicht mehr. Die letzte Nacht und der letzte Tag waren schlimm. Er war unruhig und stöhnte; dann wurde er langsam stiller und am 3. April morgens halb zwei Uhr hauchte mein geliebter Heiner in Beuggen im alten Schloß sein Leben aus.

Nun ist's mir recht,

Nun kannst du kommen mein geliebter Knecht.

Ihm ist am goldenen Ufer leuchtend der Tag erwacht.

Es gehört vielleicht zum richtigen, ungestörten Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, daß sich die Kinder zunächst kein Bild von Ihren Eltern machen, daß sie kaum ein Bedürfnis spüren, sich über deren Wesen und Eigenart klar zu werden. Ihnen genügt die Wirklichkeit der Verbundenheit — und das ist vielleicht ein Abglang der Tatsache, daß sich der Fromme kein Bild von Gott, dem himmlischen Vater, macht, sondern einfach im Glauben an seine Liebe lebt.

Aber wenn die Menschen von uns gegangen sind, die für uns nicht nur Mit-Menschen waren, sondern Gottes Stellvertreter, dann erwacht der Wunsch nach etwas, was mehr ist, als der bloße Nachklang unseres gemeinsamen Erlebens, der Wunsch nach einem Bilde des Verstorbenen.

So möchte ich denn versuchen, ein solches Bild von meinem Vater zu zeichnen.

Wenn ich nach dem Punkte fahnde, von dem aus ich sein ganzes Wesen am besten zu verstehen vermag, dann drängt sich mir immer mehr die doppelte Tatsache auf: Er war — das mag im ersten Augenblick befremdlich, unwahrscheinlich klingen — ein Mensch, der ein starkes Bedürfnis, aber auch eine wirkliche Gabe hatte, sich zu äußern, das, was ihn innerlich bewegte, irgendwie zum Ausdruck zu bringen. Und das andere: Er war ein unerbittlicher Feind jedes nachlässigen, unordentlichen oder gar ungenügenden Ausdrucks. Solches ließ er an Andern, vor allem aber an sich selber nie gelten.

Diese scharfe Selbstzucht war es wohl, die ihn eher als einen schweigsamen und nicht als einen gesprächigen Menschen erscheinen ließ. Die Form der Äußerung, die uns allen zunächst liegt, das Reden, trat bei ihm am meisten zurück. Zwar konnte er auch heiter plaudern, und das rechte Wort zur rechten Zeit hat ihm nicht gefehlt. Vor allem werden seinen Enkeln die vielen schönen Geschichten unvergeßlich bleiben, die er ihnen erzählt hat. Aber von sich selbst hat er wenig gesprochen, und der Gesprächsstoff, der vielleicht drei Viertel von allen menschlichen Gesprächen füllt, das Durch-

heheln der Mitmenschen, war ihm fremd. Wir haben von unserem Vater selten ein Wort der Kritik an Andern, kaum eines der abfälligen Kritik gehört.

Auch mit dem geschriebenen Worte war er sparsam. Er hatte zwar ein ausgesprochenes Stillempfinden und vor allem eine tiefgehende Abneigung gegen jede Nachlässigkeit im schriftlichen Ausdruck. Aber er selbst hat sich nie literarisch betätigt und war auch kein fleißiger Brieffschreiber. Wenn er aber zur Feder griff, dann legte er sein ganzes Wesen hinein. Jene Briefe, die wir Kinder in entscheidenden Zeiten unseres Lebens von ihm erhalten haben, und jene Rundbriefe, mit denen er uns Anteil gab, an etwas besonders Schönem oder Wichtigem in seinem eigenen Leben, gehören zu unserem kostbaren Besitz. Sie waren immer mehr als bloße Berichte, mehr als ein Stück vergängliche Gegenwart; sie griffen mit ihrer originalen Sprache in die Tiefe und in die Breite und meistens wohl auch in die Ewigkeit.

Stärker als im gesprochenen und geschriebenen hat er sich im gesungenen Wort geäußert, und es ist mir noch, als wäre es heute, als er auf dem Lötzhenglettscher an einem strahlenden Herbsttag, übernommen von der Größe und Schönheit der Natur, unvermittelt das Lied anstimmte: „Jehova, Jehova, Jehova, Deinem Namen sei Ehre, Macht und Ruhm.“ Lied und Gesang sind nicht aus seinem Leben wegzudenken. In immer neuen Melodien hat er den Ausdruck seiner Gefühle gesucht und gefunden. Die Lieder der Kirche, die Beuggener Lieder, besonders gerne auch neue, vorher nicht bekannte Weisen, zu denen etwa Herr Hunziker einen Text gedichtet hatte, waren seine steten Weggenossen. Er ist nicht müde geworden, sie für sich allein, in der Familie, in der Singstunde, auf Spaziergängen und bei Zusammenkünften mit Ehemaligen zu singen. So hat er in fremden Worten, in die aber die ganze Fülle seines eigenen Gefühls floß, Freude und Leid zum Ausdruck gebracht, und es war fast selbstverständlich, daß er — bereits in grauem Haar — mit ganzem Herzen dabei war, als in der Singbewegung ein neues, unmittelbares Singen zum Worte kam, und daß er auf Horn-

berg selbst mit den Leuten des kleinen Dorfes Singstunden hielt, wie er eben immer sang, wo er mit ganzem Herzen bei einer Sache war.

Noch originaler und mit noch persönlicherer Sprache, als in Wort und Schrift, hat unser Vater sein Wesen immer wieder in der künstlerischen Gestaltung zum Ausdruck gebracht, vor allem in Zeichnungen mit Bleistift oder Feder und in der Zierschrift. Schon die Leiden und Freuden des Seminaristen hat er so in sich verarbeitet. Seine Verlobungszeit hat ihm dann darin einen ganz besonderen Aufschwung gegeben. In dieser Zeit hat er sogar — mehr als früher und später — zur Farbe gegriffen. Und dann hat er sich sein ganzes Leben lang mit jeder Freude und allem Leid zeichnend auseinandergesetzt. Den Vater auf dem Totbett und den Sarg des 2-tägigen Christoph mit den weißen Lilien hat er festgehalten. Die heranwachsenden Kinder hat er gezeichnet, und es ist ihm sehr wohl gelungen, obwohl ihm sonst die menschliche Figur immer Mühe bereitet hat. Er hat dem kleinen Peter ein wunderbares Bilderbuch mit allen Herrlichkeiten, die es für einen kleinen Menschen gibt, gemalt. Er hat die Natur in ihren großen Aspekten und in ihren unscheinbaren Zierformen mit einer nie ermüdenden Liebe gesucht und festgehalten. Er hat sich den Ärger von der Seele gezeichnet und — viel öfter — seine Freude im Zeichnen ausgelebt. Er hat dort gezeichnet, wo die Worte schwiegen. Und er hat vor allem seit 1910 jedes Jahr ein Weihnachtsbild geschaffen, in dem er das Erleben der Zeit in immer wieder neuer und doch immer wieder gleicher Weise mit dem großen Erleben der Ewigkeit zusammengebracht hat. Das ewige Licht, das in unaussprechlicher Weise in dieser Welt aufleuchtet, ist es, das er zum Gegenstand dieser Bilder gemacht hat. Und dieses Licht strahlt dann auf das Stück Erde, das seinem Herzen am nächsten ist, vor allem auf die Heimat, das liebe Beuggen und dann auf den Hornberg; oder es leuchtet etwa in einer Felsenhöhle, die er in den Ferien in Kandersteg gesehen hat.

Die Weihnachtsbilder haben ihn durchs ganze Jahr begleitet, und es war ihm ein besonderes Vergnügen, schon am Neujahr zu sagen, welches neue Bild ihm bereits wieder vor Augen schwebte für die nächste, manchmal so-

gar für die übernächste Weihnacht. Diese Bilder sind deshalb auch mehr als alles andere der volle Ausdruck seines Wesens, indem sie besonders deutlich jene innere Verbindung des Göttlichen mit dem Irdischen darstellen, die doch wohl der innerste Kern seines Wesens war.

Er hat in diesen Bildern künstlerisch sein Bestes gegeben. Er hat sie mit unermüdlicher Liebe und Sorgfalt gezeichnet. Aber er hat wohl gerade auch an ihnen die Grenze seines Könnens erlebt. Er konnte nicht alles darstellen, was er gerne dargestellt hätte.

Doch da gab es noch eine Möglichkeit für ihn, sein tiefstliegendes Bedürfnis nach Ausdruck und Gestaltung alles seelischen und geistigen Lebens zu befriedigen, die Zierschrift. Auch sie hat er sein Leben lang gepflegt und zwar mit bemerkenswerter Originalität. Er hat die alten Vorlagebücher studiert und uns für die Weihnachtstransparente die kunstvollen Barockinitialen gezeigt. Er ist auch zu den Erneuern der Schrift, vor allem zu Koch und Larisch in die Schule gegangen. Aber noch viel mehr als in der Zeichnung hat er hier seinen allereigensten Stil gepflegt, indem er in der Anordnung der Worte, wie in der Form der Buchstaben, dem Inhalt dessen Ausdruck zu geben versuchte, was er geschrieben hat.

Seinen beglückendsten Ausdruck jedoch fand das Wesen unseres Vaters nicht in seiner Tätigkeit mit Feder oder Stift, sondern vielmehr dort, wo er das ganze Leben frei gestalten konnte, in seinem Wirken auf dem Hornberg. Er hat in seinem Amt in Beuggen seine Arbeit immer treu und gut getan; nur oft hat sie ihn auch bedrückt. Aber mit dem Ferienhaus auf dem Hornberg hatte sich ihm ein Tätigkeitsfeld aufgetan, das ohne Fesseln und Einengungen war. Hier konnte sein starkes Bedürfnis nach Gestaltung alles durchdringen. Da war ein altes, würdiges Bauernhaus, mit einer Menge neuer baulicher Aufgaben. Hier war eine Landschaft von unglaublicher Weite und Mannigfaltigkeit. Hier konnte auch das ganze Leben, das eigene, das der Familie mit Kindern und Enkeln

und das Stück Anstaltsleben, das von Zeit zu Zeit für ein paar Tage hieher verpflanzt wurde, in freier, lebendiger Weise geformt werden. Hier könnte der Morgen- und Abendgesang besonders frei. Hier hatte er mehr als zu Hause auch Zeit für seine Kinder und Enkel. Hier war alles eine schöne, erquickende Einheit.

Wie jede menschliche Anlage, so hat auch die Begabung zur Äußerung ihre bestimmte Gefahr, die vor allem darin besteht, sich selbstgefällig und selbstsüchtig dieser Fähigkeit hinzugeben, zu vergessen, daß jede Äußerung letztlich im Dienst der Mitmenschen geschehen sollte und nie einfach zum Selbstzweck werden darf.

Auch unserm Vater war natürlich diese Gefahr nicht fremd, und sein Bedürfnis nach freier, originaler Gestaltung mag manchmal als unnötige Auffälligkeit erschienen sein: Die Hogentracht mit den schwarzjamtenen Kniehosen und der feuerroten Weste, die flatternde Krawatte, die anders gebunden war, als die irgend eines anderen Menschen, das Mühlrad, das er an der Decke seines Studierzimmers als Beleuchtungskörper befestigen ließ und noch manches andere.

Aber aufs Ganze seines Wesens und Wirkens gesehen, verschwinden die strittigen Züge, und in den Vordergrund tritt die Tatsache, daß ihm stets daran gelegen war, seine Begabungen in den Dienst der andern zu stellen. Es war das für ihn eine Selbstverständlichkeit seines Christenstandes, so selbstverständlich, daß er kaum je davon gesprochen hat. Aber es war so. Wie er seinen Beruf und sein Amt ohne jedes Aufheben mit voller Kraft erfüllte, wie er bei jeder Arbeit, die es in Haus, Garten und Feld gab, jederzeit selbst Hand anlegte — als ob es nicht anders hätte sein können — so stand auch alles, was er in freier Gestaltung schuf, immer im Dienst der andern. Auch hier ist das Hogenhaus, sein schönstes und liebstes Werk, charakteristisch. Gewiß, es war auch für ihn und seine Familie ein herrlicher Aufenthaltsort; aber er hat, als er es suchte, nicht ein Ferienhaus für sich gesucht, sondern für die Anstaltskinder. Und als das Haus des Nachbarn auf dem Hornberg abbrannte, da wurde die Frage, ob man ihm

das eigene Haus zur Verfügung stellen sollte, nicht aufgeworfen; es war selbstverständlich, daß man es tat.

Weil so das Egoistische, das in jeder Begabung liegt, immer wieder abgewiesen wurde, so war alles, was daraus wuchs, immer echt; und ein ausgesprochenes Sinn für das Rechte hat unseren Vater zeitlebens gekennzeichnet. Alle Mode war ihm in der Seele zuwider. Lange bevor es allgemein anerkannt war, war er z. B. ein entschiedener Gegner jener Bauweise, die aus Gips mit Hilfe eines Ölfarbanstriches Marmor oder aus Tannenholz Vogelhorn macht. Sogar das Tischtuch war ihm wenig sympathisch; lieber hatte er das wahrhaftige Naturholz der Tischplatte.

Und was er an Dingen und andern Menschen nicht gelten ließ, das lehnte er auch für seine eigene Person ab. Er wollte nie etwas anderes sein als das, was er war. Aber das, was er war, das war er in ruhigem, unbeirrbarem, bescheidenem Selbstbewußtsein.

Wenn wir das nicht in seinem Leben gesehen hätten, so hätte es uns der Tod zeigen müssen, den Gott ihm geschenkt hat — denn Gott schenkt ja nicht nur das Leben, sondern auch den Tod. Und mir will scheinen, sein Tod sei nichts anderes als die Bestätigung seines Lebens.

Beuggen gehörte zum Wesen unseres Vaters. Zwar reichte sein Blick weit, und ihm war nichts Menschliches fremd. Eine Reise war ihm immer ein Genuß, dachte er doch im Alter noch daran, einmal nach Island zu fahren. Seine Wurzeln aber hatte er nur in Beuggen, und es war wohl nicht zufällig, daß Hornberg im Blickfeld Beuggens liegt.

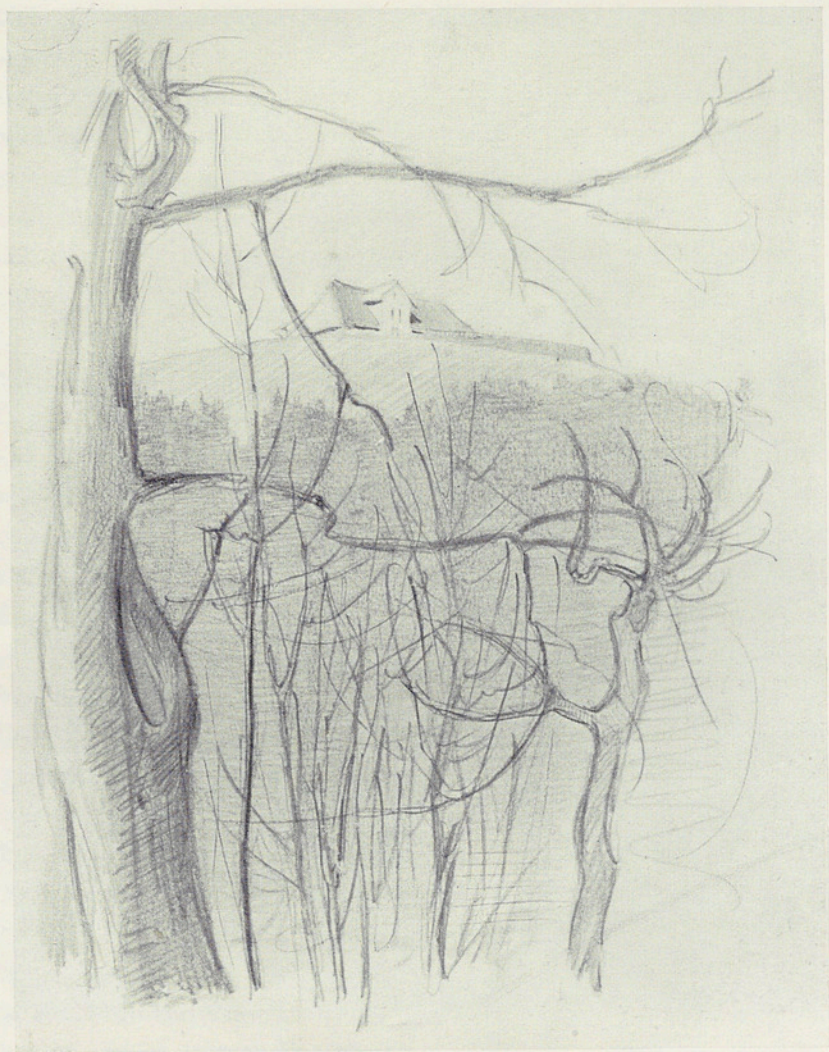
Und nun hatten sich die Dinge geändert. Er konnte ja auch nach seinem Rücktritt in Beuggen bleiben, wie er es gewünscht hatte. Aber nicht erst der Krieg zeigte, daß es nur eine scheinbare Möglichkeit war, daß er doch nicht hier bleiben konnte. Ein anderer hätte vielleicht bleiben, hätte ungestört ein stilles Privatleben führen können. Er, wie er war, konnte es nicht. Aber

Wann ich einst sterbe
Daß ich nicht verderbe
Laß mich dir
befohlen sein
Wann s' Herz
will brechen
Laß mich dann
sprechen.
Herr Jesu
nimm
die Seele
mein.

Geistl. Linn



Bei der Arbeit
eingeschlafen





Der Singende Quell

H. Zeman

dann zeigte sich auch das andere. Er konnte ebenso wenig fern von Beuggen leben.

Da sprach der himmlische Herr zu ihm: Weil du nie ein anderer sein wolltest, als du warst, so mußt du auch jetzt in deinen letzten Jahren nicht etwas sein, was du nicht sein kannst. Da du nicht in Beuggen leben kannst und doch auch nicht fern von Beuggen, so darfst du dort sterben

Und von dem Augenblick an, da er sich aufgemacht hatte, um seinen endgültigen Wegzug von der alten Heimat selbst zu regeln, ist es, als ob alles, was geschah, nicht mehr nach den gewöhnlichen Ordnungen eines persönlich gestalteten Lebens verlaufen wäre, sondern nach andern, schon fast jenseitigen. Er ging mit unserer Mutter zusammen nach Beuggen; er bereitete den Umzug vor; er machte die nötigen Eingaben für die Ausreise und verhandelte mit den örtlichen Behörden. Noch sollte auch auf dem Hornberg alles geordnet werden. Und dort auf seinem geliebten Hornberg holte er sich an einem eisigen Märztag die tödliche Krankheit — merkwürdig genug auf den Tag genau 50 Jahre, nachdem sein Onkel und Vorgänger, Nathan Zeller, in der genau gleichen Lage wie er, als einer, der nicht mehr in Beuggen und doch auch nicht fern von Beuggen leben konnte, an einem Schlag gestorben ist. Am Abend fühlte er sich müde und schwach; aber noch war nicht alles geordnet. Am folgenden Tag kam es zum Abschluß; es war Mitternacht, als der letzte Federstrich getan war. Nun durfte die Krankheit einsehen — Gründonnerstag 1940. Sie war nur ein Vorwand; seine starke, gesunde, zähe Natur konnte eine Lungenentzündung noch sehr wohl überstehen. Sein Leib hätte bestimmt noch die nötigen Reserven gehabt, sich zu behaupten, als die Krankheit auf den andern Lungenflügel übergriff; aber seine Seele war dazu nicht mehr verpflichtet; er durfte sterben und darf dort der Auferstehung warten, wo er geboren ist, und wo er gelebt hat — in seiner irdischen Heimat.

Jch möchte etwas berichten von Wanderungen mit Papa. Vor mir liegt sein Rundbrief aus dem Jahre 1924, darin heißt es: „Im Engadin bin ich gewesen im Suvrettahaus, an all den Seen von St. Moritz und Silvaplana und Sils; habe von Maloja ins Bergell geschaut und von der Suorcla Surlej ins Rosetal, war oben bei der Corvigliahütte bei Edelweiß und Bränderli, Alpenaster und Trollius. Und all das Schöne habe ich genossen im Verein mit meinem Sohn, dem Obergärtner und Untergärtner des größten und schönsten Kurhauses der Schweiz. Mir wars eine große Freude!

Schon die Reise dorthin war herrlich, oft fast schauerlich, am Rande von tiefen Abgründen, hoch über dunklen Schluchten, durch alte Wälder, grüne Matten und blumige Wiesen. Mein Bündel, es war sehr klein, hab ich abgelegt und bin über Crestalta zum Silvaplannersee gewandert. Trüb war der Himmel, aber glücklich und fröhlich war der einsame Wanderer doch. Ich bin nicht der Meinung, daß immer blauer Himmel über uns sein muß, ich bin dankbar für Sonnenblicke, Wolkensehen, Nebelregen, im Vorgefühl, daß es noch Schöneres gibt, und daß ich auch dessen demaleinst teilhaftig werde. Ihr hättet das Leben und Treiben sehen sollen in jenen 4 Tagen in St. Moritz. Keine Stunde des Tages hatte ich Ruhe. Reichlich mit Proviant ausgerüstet und mit demselben Quantum Humor, willens auch über die dunkelsten Wolken emporzusteiigen, zogen wir aus. Wie herrlich war die Alpenflora, die ich nun einmal so recht genossen habe — ein lang gehegter Wunsch. Einen ganzen Rucksack voll schöner Pflanzen hab ich mit den Wurzeln ausgemacht und nun daheim beim Bienenhäuschen auch gesetzt. Bei unsern gemeinsamen Wanderungen ist mir allerdings eins doch recht zum Bewußtsein gekommen: daß es bei mir auf die 60 geht; so legte ich mich allemal abends ordentlich müde zu Bett. — Im Saus ging's an jenem Montag dann wieder nach Haus; Abfahrt in Celerina 3 Uhr, Ankunft in Beuggen 11 Uhr nachts. Eine glänzende Fahrt.“

Das wäre also ein Stück aus jenem Rundbrief an meine Geschwister und mich. Ja, es waren liebliche Tage, diese Wanderungen in der herrlichen Bergwelt, trotz Regen und Nebel.

Die erste größere Wanderung mit Papa liegt allerdings viel weiter zurück. Als wir noch in die Schule gingen, durften mein Bruder Kurt und ich mit Papa eine Schweizerreise machen. Es war im Jahre 1908 und wir waren erst 11 und 10 Jahre alt. Zuerst sind wir in Bern abgestiegen bei den Großeltern. Dann ging's über die Gemmi nach Leuf und Sitten und wieder zurück über den Sanetsch nach Saanen. Von Saanen aus bestiegen wir den Rochers de Naye und sogar das Wildhorn. Mit Stolz und Freude denken wir zurück an jene Reise, die wir mit Papa machen durften.

Ich habe dann seither noch manchen schönen Wandertag mit ihm zusammen verbringen dürfen. So waren wir vor etwa 2 oder 3 Jahren miteinander auf dem Hornberg.

Noch in Männedorf machten wir zusammen einige kleine Spaziergänge, besonders gern zu einem alten Brunnelli; Papa hat es einigemal abgezeichnet und es benannt „der singende Quell“.

Es war kurz vor meiner Entlassung anfangs Dezember 1939; ich war auf der Rheinwache gegenüber von Beuggen, als mich Papas letzter Brief erreichte. Darin schrieb er: „Grüße mir das Land jenseits des Rheinstromes.“ Dorthin zog es ihn doch am stärksten, und sein Wunsch wurde erfüllt, er durfte noch einmal in seine alte Heimat gehen, um auch in der Heimaterde begraben zu werden.

Hier am alten Rheinesstrande
Haben wir nun manches Jahr
Auf dem Weg zum Vaterlande
Uns gegrüßt, gestärkt fürwahr,
Und manch Körnlein ausgesät,
Dessen Frucht wohl nicht vergeht.

Anders geht es nicht auf Erden,
Da ist immer Kommen, Geh'n;
Aber anders wird es werden,
Einst beim frohen Wiederseh'n
Da in sel'ger Ewigkeit
Wir beim Herrn sind allezeit.

Freunde aus der Näh' und ferne
Fanden sich hier, liebten sich;
In der Armut Schatten gerne
Weilten viele brüderlich,
Und nach kurzem Wiederseh'n,
Sahen wir sie weiter geh'n.

Da wird auch der Herr der Welten
Was ihr Gutes an uns thut,
Euch mit Gnadenlohn vergelten,
Wenn im Friedensland ihr ruht,
Wo in heil'ger Friedensstadt
Wohnung er bereitet hat.

Als schönstes Ziel aller Wanderungen auf den Hohenwald galt immer die Ödslandkapelle. Aber nur selten kam man dort hinauf. Der Weg war weit, und man machte eigentlich nur Nachmittagsausflüge. Nur der „große Spaziergang“ nahm einen ganzen Tag in Anspruch. Aber gerade bei der Ödslandkapelle hatte man den herrlichsten Rundblick. Man sah Schneeberge und Schwarzwald, Rhein und Vogesen, und man erlebte dort ganz einzigartig schöne Sonnenuntergänge. Einmal während des Weltkrieges, kam Papa vom Hornberg heim, ganz begeistert und erfreut: „Ein Haus steht leer, ein Haus ist zu haben, auf Abbruch zu verkaufen. Das Brunnmättli auf Hornberg.“ Aber wer sollte das Geld dazu geben, wenn es auch noch so wenig war? Wer sollte vor allem das alte Haus erneuern und wieder in Stand setzen? Durfte man so etwas erwägen, jetzt im Krieg? Der Gedanke mußte aufgegeben werden. Nein, Papa verwahrte ihn in seinem Herzen, das immer gern viel Schönes plante und sich schon beim Planen so freute.

Dann kam die Zeit nach dem Weltkrieg, wo man viel öfter wanderte, wo das Wandern als wertvolle Mithilfe in der Erziehung galt. Der Gedanke, „auf dem Berg“ ein kleines Obdach zu besitzen, wurde wieder lebendig. Da kam Papa wieder begeistert von einem einsamen Gang zur Ödslandkapelle heim. In Hornberg stand wieder ein Haus leer. Der Förster, dem es gehörte, versprach, es uns unentgeltlich zu vermieten, wenn wir es in gute Benützung nähmen, damit es nicht vollends verderbe. Es sah zwar nicht einladend aus in dem Haus. Drei Burschen aus Wehr verbrachten den Sonntag dort. Sie hatten Feuer angezündet. Überall schwelte der Rauch. Aber da war doch eine Stube mit einer wärmenden Kunst, ein Ofen, den man heizen konnte. Daneben waren noch zwei Kammern als Nachtquartier. Es war ein altes, echtes Hohenhaus mit einem „Schilt“, einer Küche ohne Kamin; alle Stuben, Kammern, Gänge waren rauchgeschwärzt. Im Stallshilt plätscherte der Brunnen. Ein geflicktes großes Strohdach deckte das ganze Haus. Trotz allem unendlichen Schmutz und aller Bau-fälligkeit lockte das Alte und Echte. Als wir dann das alte Haus an einem

schönen Herbsttag nochmals besichtigten, wurde der Mietvertrag festgemacht. Die erste Reise auf den Berg mit Pferd und Wagen und altem Hausrat, und vor allem mit viel Putzzeug, wurde angetreten. Gute Sachen konnte man nicht mitnehmen, denn eine Diebesbande hauste auch dort oben.

Nun putzten und wuschen wir Kinder und richteten alles ein. Dann kam Papa und brachte die rechte Freude mit. Er saß abends mit seiner Pfeife auf der warmen Kust und las vor. Oder wir sangen alle die vielen lieben Lieder und lernten neue dazu. Weil er die rechte Freude mitbrachte, die große Freude an Gottes herrlicher Natur, die er uns überall zeigte, die Freude an der echten Kameradschaft, am gemütlichen Beisammensein, war es jedesmal ein Fest, wenn man mit ihm in unser Haus gehen durfte. Niemand stieß sich an dem schrecklichen Rauchgeruch, der allem anhaftete, an dem alten Eßgeschirr, an dem schlechten Strohlager, wo nachts die Mäuse unter dem Stroh raschelten.

Zwei Jahre später wurde die „vordere Halde“ frei, das schönstegelegene Haus in Hornberg, das noch recht gut im Stand war; und Frau von Speyer gab das Geld, daß man dieses Haus kaufen konnte.

Nun war eine neue Freudenquelle in Papas Leben aufgebrochen. Nun durfte er „Das Haus auf dem Berg“ in Besitz nehmen und für seinen Zweck, den Anstaltskindern gemütliche, familiäre Ferientage zu verschaffen, in Stand setzen. Es gab viel Arbeit, viel Putzerei. Vieles mußte verbessert werden. Papa war die erste Hilfe bei jeder Arbeit. Wie oft fuhr er um 1/2 5 Uhr abends noch weg, um in raschem Marsch seinen Berg zu gewinnen und etwas zu ordnen oder einen Handwerker zu bestellen oder etwas hinaufzubringen. Immer kam er erfrischt und verjüngt, neugestärkt für die Arbeit im Tal wieder zurück. Die Freude, den Anstaltskindern das Ferienheim zu schaffen, die Freude, etwas Eigenes gestalten und nach eigenen Plänen und Gedanken ausführen zu dürfen, verjüngte ihn. Allen Freunden und Bekannten zeigte er das schöne Fleckchen Erde und wußte alle zu begeistern. Aber den reichsten Gewinn brachten ihm die einsamen

Märsche zu jeder Tag- und Nachtzeit, bei jedem Wetter, in jeder Jahreszeit, wo er Gottes Wunder begegnen und mit Gott Zwiesprache halten durfte.

Der Weg zwischen der „unteren Heimat“ (Beuggen) und der „oberen Heimat“ (Hornberg) richtete seine Gedanken immer wieder auf den Weg in die „oberste Heimat“, die ewige Heimat. Es war ihm wichtig, daß alle, die in der „obern Heimat“ so viel Freude erleben durften, merkten: das ist ein kleiner Vorgeschmack von der großen Freude, die in der „obersten Heimat“ auf uns wartet und daß es unsre größte Sorge sei, den Weg dorthin nicht zu verfehlen.

Wenn ich es auch versuche, über meinen Vater etwas zu sagen, so muß ich zum vorneherein eines betonen: Ich kann nichts Objektives über ihn schreiben. Mich dünkt, viel eher könnte ich das über mich selbst als über ihn. Ich möchte einfach ein paar Bilder, Gedanken und Erinnerungen aufschreiben, die mich noch heute stets umgeben.

Als ich ein Kind war, fürchtete ich mich wohl auch manchmal vor meinem Vater, besonders liebte ich es nicht, in der Schule mit betonter Strenge von ihm behandelt zu werden. Das hörte mit einem Schlage auf, als ich nach Bern ins Seminar kam und dann für die ersten Sommerferien nach Hause. Da spürte ich deutlich etwas ganz Neues, eine Art großen, kameradschaftlichen Vertrauens von der Seite meines Vaters aus zu mir herüber strömen. Es war eine sehr schöne Entdeckung. Und von da an sind Vertrauen und Liebe immer stärker und inniger geworden. Mein Vater war mir die Krone alles Schönen und Liebenswürdigen. Seine Wesensart, seine Kunst, seine Schaffenskraft, die Art, wie er die Menschen erfaßte, den Weg zur Freude, den er uns wies, sein Fertigwerden mit Widerwärtigkeiten, sein köstlicher Humor, sein Lachen, sein Mittragen, — das alles wurde mir so groß, so lieb und vorbildlich, wie ich es eigentlich kaum auszudrücken vermag. Es waren Wellen größter Liebe und Bewunderung, die immer und immer neu in mir aufwogten.

Oft war Vater sehr schweigsam, und man fühlte sich außerhalb seiner Gedankengänge, — ausgeschlossen von seinem innern Erleben. Dann aber zuckte es wohl ein wenig um seine Mundwinkel, und auf eine Frage hin wurde man eingelassen und durfte mittun, nicht immer, aber doch oft. Vielfach war mir, als ob seine und meine Empfindungen ganz gleich seien, es bedurfte keiner Worte, irgendwie wußte man es voneinander.

Weil ich meinen Vater so sehr liebte, konnte ich es nur schwer ertragen, wenn etwas auf ihn drückte, war er aber froh, so schien mir das Leben heiter und lebenswert.

Welch wunderschöne Hornbergtage haben wir mit ihm verbringen dürfen! Wenn er dort oben schaffte, Steine wälzte, Bäume schleppte, einen Garten

anlegte, so hatte man das Gefühl, daß ihm sehr wohl sei. Er ließ sich dann mit einem lustigen Lächeln gern mit „Isaak“ aus dem „Segen der Erde“ von Knut Hamsun vergleichen. — Wir hatten viele Bücherfreunden zusammen. Er machte mich auf Lesenswertes aufmerksam, und wenn ich später es ihm mit einem Buche getroffen habe, so stimmte mich das sehr froh.

In Soglio waren Mama, Papa und ich mit Renate Zäslin 10 Tage in einem Herbst. Es war meist neblig und regnerisch. Aber es waren wunderschöne Ferien. Mein Vater verstand die seltene Kunst, sich durchs Wetter in keiner Weise mißmutig machen zu lassen. Wenn es „schlechtes“ Wetter war, dann war es eben gut so. — Wir haben in diesen Tagen viel gezeichnet. Er suchte besonders Felspartien, die er auf seinem großen Bild verwerten wollte. Mich lockten wieder einmal die Fagebutten. Auf die hatte natürlich auch er uns aufmerksam gemacht. Er hatte sie ornamental schon unendlich oft verwendet, und ich hatte, durch ihn angeregt, es auch versucht. Nichts hätte mich mehr freuen können als seine Zustimmung, wenn mir etwas gelungen war.

Ganz besonders liebte ich auch meines Vaters Hand, diese breite, feste, die weich sein konnte. Schon als Kind wußte ich nichts, das mir mehr Geborgenheit bedeutet hätte, als meine Hand von der seinen umschlossen zu fühlen.

Von besonderem Genuß waren uns seine Vorlesestunden. Mit leiser und weicher Stimme las er. War es Maclarn, „Beim wilden Rosenbusch“, oder „Eine Schule in der guten alten Zeit“, dann dünkte mich das Leben vollkommen an solch einem Abend. Denn die prächtigen Menschentypen, die Maclarn zeichnet: fromm, gefühlstief, schweigsam, ernst und humorvoll zugleich, voller Verantwortung Gott und den Mitmenschen gegenüber — sie hatten in unsrem Vater, diesem ausgezeichneten Vorleser, einen, der zu ihnen gehörte, der genau so war, auch so grundrecht und wahr im Schmerz und in der Freude wie sie.

Wenn ich als Jüngster auch noch etwas beitrage zum Bilde unseres Vaters, so möchte ich dies in erster Linie als Architekt tun. War doch unser Vater als Verwalter der Anstalt Beuggen bei einer großen Zahl von Umbauten und Renovationen der gewissenhafteste Architekt — wenn man unter einem Architekten nicht nur den befähigten Plänemacher versteht, sondern noch mehr den vertrautesten Vertreter der Bauherrschaft, der stets darauf bedacht ist, die auszuführenden Arbeiten für den Bauherrn so vorteilhaft als möglich zu erstellen.

Aus verschiedenen Äußerungen meines Vaters, die er in den letzten Jahren getan hat, konnte ich immer wieder entnehmen, daß er eigentlich als junger Mann gerne Architekt geworden wäre, und daß er sich nun um so mehr gefreut hat, daß sein jüngster Sohn diesen Beruf erwählt hat und ausführen darf.

Als Verwalter der Anstalt war Papa ja sehr oft Bauherr, Architekt und Baumeister in einer Person. Die vielen Reparaturen, die an den alten Gebäuden immer wieder nötig waren, lagen ihm sehr am Herzen, und er hat denn auch viele größere und kleinere Umbauprojekte jahrelang mit sich herumgetragen und gewälzt und von allen Seiten beleuchtet, bis er endlich entschlossen mit seiner Idee der Ausführung vor die Öffentlichkeit trat. Er konnte abwarten, bis verschiedene Widerstände im Laufe der Jahre verschwunden waren, um dann von neuem ein Ziel zu verfolgen.

Die Veranlagungen eines geschickten Architekten, die sich ja bei Papa nie richtig entfalten konnten, wurden nur ganz selten sichtbar — wie z. B. beim Kauf der Mühle, beim Kauf des Hornbergs oder beim Eintausch des Storchenturms, dessen Eingliederung ins Ganze von Beuggen Papa 40 Jahre beschäftigte, bis sie zur Wirklichkeit wurde.

Als vorsichtiger Baumeister hat Papa nichts verderben lassen und altes Baumaterial wieder verwendet, hat die nötigen Materialien jahrelang wenn nötig gelagert, wie z. B. das Holz für die Haupttreppe, das mindestens 10 Jahre aufgeschnitten gelagert hinter der Scheune lag. Die alte Treppe wurde wie ein alter Grad gewendet und als neue in der Mühle eingebaut.

Eine natürliche Folge dieses Haushaltens mit allem Baumaterial war denn auch die „Schatzkammer“, die unergründliche Fundgrube von immer wieder neuen, alten Herrlichkeiten für uns Buben, und wenn man den Schlüssel zur Schatzkammer bekam, um dort etwas zu suchen, so kam man gewöhnlich nicht vor einigen Stunden wieder zurück. Oft genug hat uns Papa gesagt: „Gang tue das zum Altsje!“, wenn wir lieber das bewußte Stück in hohem Bogen in den Rhein geschleudert hätten.

Papa war eins mit den alten Mauern und Dächern von Beuggen, er wußte und sah immer gleich, wo ein kleiner Mangel mit wenig Mitteln wieder behoben und stillgerecht repariert werden konnte.

Aus der Einfachheit der Gebäude und der Tradition wuchs auch seine Liebe für das Einfache und Praktische im Haus und an den Möbeln. Wenn dann eine nackte einfache Form aber, ohne bei ihrer Verwendung zu leiden, noch etwas verschönert werden konnte durch Verzierung oder leuchtende Farbe, so war er gerne dafür zu haben.

Papas Liebe zum Bodenständigen, zur Natur und zur einfachen praktischen Form ist es auch zu verdanken, daß Beuggen als Schloß, solange er dort wirkte, noch so viel von seinem guten alten Charakter behalten hat. Die Tradition und das Verwurzelte sein im alten Hause haben ihn nie etwas bauen lassen, das sich nicht organisch in die alten Mauern eingegliedert hätte.

Aus einem Brief von H. Zeller an die ehemaligen Zöglinge.

Es hat mir ordentlich gefehlt, daß ich nun schon zweimal dem Weihnachtsbrief meines Bruders keinen Selgen beilegen konnte, beidemale ohne meine Schuld. Darum greife ich nun selbst zur Feder und grüße Dich herzlich zu dem Tag, an dem ich, wills Gott, mein 70. Lebensjahr zurückgelegt haben werde.

Ich erinnere mich recht wohl an den Geburtstag, an dem mein Pult im III. Lehrjaal mit Büchlein und Bildlein aus Eurem eigenen Besitztum vollgelegt war und ich eines der Feste aufschlug. Titel: XY, eine Geschichte für Kinder von 10—40 Jahren. Gedruckt stand von „10—14“ Jahren, und s'Helene hat korrigiert von „10—40“ Jahren, seht hats geklappt. Und dann gabs eine Geschichte, womöglich eine mehrere Stunden lange, daß man auch an einem gewöhnlichen Schultag noch daran weiter lesen mußte. Parzival, Bingo, Silberfleck, Scharfrichter von Brandenburg.

Und wie viele schöne Spaziergänge haben wir miteinander gemacht allemal am 30. Januar und an andern Tagen des Frühlings, Sommers, Herbstes oder Winters.

Weißt Du noch: am 26. Dezember vor etwa 28 Jahren: Beuggen-Schwörstadt—Öfingen—Basel—Glashütten Gersbach—Wehratal—Hornberg—Wehr—Schwörstadt—Beuggen, von mittags $\frac{1}{2}$ 12 Uhr bis nachts $\frac{1}{2}$ 12 Uhr und fast immer auf den Beinen.

Weißt Du noch: den herrlichen Sonnenuntergang bei der hohen Tanne in der Nähe der Räuberhöhle; unser Herrgott hat alle seine Farben verbraucht, um uns eine ganz besondere Nachweihnachtsfreude zu bereiten.

Und dann stand der Vollmond über dem Haldeggwald, und wir pilgerten zur Ödlandskapelle und sangen Schönster Herr Jesu, und dann den Zickzackweg hinunter und heim. Und schön wars, herrlich, wunderbar, ja, gell, wunderbar! Wie oft habt Ihr mich ausgelacht wegen meinem „Wunderbar“. —

Und „s'Sunnekrönl“, ja wer hat das gesehen! Nur wenige gehören zu den Auserwählten, einmal wars die ganze Schar und zweimal ein paar Buben und ein paar Maibli. Und als letzter hat das Sonnenkrönlein gesehen mein Sohn Peter mit einigen Freunden aus der Schweiz, ja, so etwas sieht man nur auf dem Sojenwald, am schönsten dort, wo wir immer beim Sonnenuntergang uns zusammensinden und unsere Hornberg- und Beuggemerlieder singen. Hat uns doch Herr Hunziker unser eigenes Sonnenuntergangslied geschaffen, und Walter Sensel einen zweistimmigen Satz dazu. —

Im Wolkenmantel lichtetes Gold,
Des Tageskönigin so hold
Trägt sie ein Krönlein in dem Haar
Und geht zur Ruhe wunderbar.

Noch einmal leuchtet heller Glanz
Zur Höhe in dem Strahlenkranz,
Der Berg erglüht in letzter Pracht,
Tief aus dem Tale steigt die Nacht.

Herr, breite deine Hände aus,
Laß ruhn im Frieden Herz und Haus,
Bis wieder neu der Sonne Strahl
Erfüllt mit Freude Berg und Tal.

Überhaupt: Die Lieder und die Singstunden! Möchtest Du in Beuggen gewesen sein ohne die Lieder? Ich nicht. Ja die Singstunden, Kindersingstunden und vor 20—30—40 fast 50 Jahren auch Gemischter Chor mit den Brüdern.

Und was hast Du Dir in der letzten Singstunde für ein Lied gewünscht? Wenn zwei zusammen wandern — oder Wenn rings in Gold die Firnen

glühn oder Jubilate oder Alle die Erdenpracht oder gar „Alle von Saba“
5 stimmig! Mich dünkt, das war doch ein Höhepunkt. —

Weißt Du noch, weißt Du noch?!

Vielleicht schreibt mir nun auch der Eine oder Andere und erinnert mich
an dies und jenes. Und dann steigen aus der Tiefe der 50 jährigen Ver-
gangenheit Bilder der Erinnerung empor. Vielleicht kommen auch „Weißt
Du“, die mich demütigen; ich will auch die hinnehmen und vor Gott
bringen.

Weißt Du noch wie ich Dich vorne am Kragen gepackt und Dich geschüttelt
und gerüttelt und Dir eine graue Zukunft prophezeite? Wenns anders
gekommen ist, so danke Gott dafür.

Und weißt Du noch: „Dort unten in der Mühle“; dort beim Eingang des
Wehrtales saßen wir alle miteinander auf Baumstämmen; der Regen
hatte uns unter das schirmende Dach der Sägemühle getrieben; wir sangen:
Dort unten in der Mühle, und als wir bei der letzten Strophe angekommen
waren Da — ging — das — Ra — d — nicht — — mehr, da ist tat-
sächlich das Rad stillgestanden, und die Säge hat ihren Gang eingestellt. —

Und ich weiß es noch, wie wenns gestern gewesen wäre, daß ich im III. Lehr-
saal in der Morgenstunde war, vor mir 40 Buben in den Bänken. Da
wird mirs dunkel vor den Augen — kommt so der Tod? — Christi Blut
und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit kann ich
vor Gott bestehn, wann ich zum Himmel werd eingehen — Geht das so
einfach? Und dann wirds noch dunkler — nur schnell noch hinaus und
heim, aber es reicht nicht mehr. — Bei der Türe verliere ich das Bewußt-
sein — nach einigen Minuten wache ich wieder auf, und nachmittags gabs
vor der Schule noch einen lustigen Schneeballenkrieg. Seither sind 10
Jahre verflossen, und dann und wann ist mir's, als obs wieder klopfte.
Darum schreibe ich Euch auch diese Zeilen.